

Liebe Gemeinde,

es ist nicht ungefährlich, eine Person um eine Predigt zu bitten, die gewohnt ist, die Texte der Bibel in der Sprache wahrzunehmen, in der sie geschrieben sind, und die zudem Sprachen auch an noch Studierende weiter vermitteln darf. Die Versuchung wäre sehr groß, jetzt entweder eine Reihe von Stilblüten aus dem akademischen Unterricht zu präsentieren oder aber ein Florilegium der schönsten Missverständnisse und Kurzschlüsse aus diversen Bibelübersetzungen. Um dieser Versuchung nicht zu erliegen, habe ich mich zweifach imprägniert: zum ersten habe ich mich vom Thema dieses Gottesdienstes am 3. Advent in Anspruch nehmen lassen, das ganz im Zeichen des kommenden Weihnachtsfestes steht. Die Lesung aus Jesaja 40 und der 85. Psalm sind regulär vorgesehen und sollen daher auch dieser Predigt zugrunde liegen. So kam der etwas exzentrische Titel auf dem Plakat zustande: Vom Rufen und Küssen.

Zum zweiten findet diese Predigtreihe nicht im luftleeren Raum statt. Wie unsere Gesellschaft, so stehen auch die Kirchen vor großen Herausforderungen: es gibt immer weniger Menschen, die den Glauben für sich entdecken und dann auch in der Gemeinschaft unserer Kirchen leben wollen. Dies geht einher mit auch immer weniger Menschen, die für diese Gemeinden Verantwortung übernehmen und in den Dienst der Kirche treten wollen. Als Lösung für dieses Dilemma wird derzeit breit diskutiert, ob nicht eine Umstrukturierung des anspruchsvollen Studiums am Tage wäre, um durch Absenkung der Anforderungen vielleicht doch wieder mehr junge Menschen für Studium und Beruf zu begeistern. Ich bin froh und dankbar, dass unser Universitätsprediger Prof. Pinggéra in der durchaus kontroversen Debatte uns zwingt, den Elfenbeinturm zu verlassen und Rechenschaft darüber abzulegen, welche Relevanz unser Tun haben kann. Das ist nicht neu. Die Frage „wie hältst du's mit den Sprachen“ beschäftigt die Theologie spätestens seit der Reformation. Eine der ersten christlichen Hebräisch-Lehrer aus ungefähr dieser Zeit, Johannes Reuchlin, hat seine Hochachtung vor dem Hebräischen in einem wunderschönen Bild zusammengefasst: Wer Hebräisch liest, liest aus der Quelle, wer Griechisch liest aus einem Bach und wer Lateinisch liest, aus einem Tümpel. Das sind große Vorschusslorbeeren für das Hebräische, die sich bewähren müssen.

Nehmen wir Jesaja 40 als Probe. Nachdem in den Kapiteln zuvor alle möglichen Katastrophen, Kriegszustände und Traumata beschrieben worden sind, setzt dieser Text mit einem programmatischen „tröstet, tröstet mein Volk“ ein. All diese zurückliegenden Ereignisse die Kriege, die Zerstörung, die Vertreibung sollen nun vorbei sein. Was in den Ohren Israels einmal wie ein dankbarer Rückblick auf erfahrene Rettung verstanden werden konnte, können wir in unserer Situation – Ukraine, Venezuela, Nigeria – nicht anders hören als eine Verheissung, leider wohl in noch ferner Zukunft.

Eine solche Botschaft braucht Vermittlung. Daher tritt im nächsten Vers der sprichwörtliche „Rufer in der Wüste auf“. Am dritten Advent ist klar: christlich ist dieser Rufer in der Wüste mit dem neuen Testament auf Johannes den Täufer bezogen: Er, der in der Wüste lebt, Heuschrecken isst und einen Kamelhaarmantel trägt, ist der Ankündiger, der Herold, der auf den kommenden König hinweist. Aber unser Sprichwort vom „Rufer in der Wüste“ hat eine eher fatalistische Note: Da ruft und ruft einer, aber in der Wüste hört ihn niemand, oder will ihn hören. Menschlich gedacht – und das merken wir nur zu gut – können alle Expertinnen und Experten, selbsternannte oder tatsächliche, unsere komplexen Lebensumstände durch ihr Rufen nicht ändern. Und auf wen sollen wir hören? Vielleicht fühlen wir uns sogar selbst als ein solch einsamer Rufer in der Wüste, eigentlich wissen wir ja, wo's lang geht und was kommt, aber es will halt keiner auf uns hören. Frustrierend.

Hier können wir einen Blick auf den Text in der Sprache, in der er geschrieben ist, werfen. Und wir stellen fest, dass es diesen Rufer in der Wüste gar nicht gibt. Sie haben in meiner Übersetzung gehört, dass dort nicht personal „ein Rufer“ steht, sondern eher unscharf eine nicht näher bestimmte „Stimme, die ruft“. Und in ganz gleicher Weise gibt es auch eine „Stimme, die sagt“. Und es gibt dann noch die Aufforderung „Sprecht“. Es lohnt sich, diese unterschiedlichen Worte einmal genauer anzuschauen. Das hebräische Basiswort für „reden“, *dbr*, legt den Schwerpunkt auf die Tätigkeit des Redens selbst. Die angesprochenen müssen selber aktiv werden und die Botschaft ausrichten. Das Basiswort für „sprechen“, *`mr*, hingegen weist vor allem auf den Inhalt, also auf das, was diese Stimme als sicher, wahr und eintreffend bezeichnet. Und schließlich betont das „rufen“, *qr`*, dass beides zusammenkommen muss, also die Botschaft auch öffentlich ausgesprochen werden muss: Verkündigung ist also ein aktives Tun, das einen Inhalt hat, der auf ein Gegenüber, ein Öffentlichkeit bezogen ist.

Neben dieser wichtigen inhaltlichen Differenzierung ist aber auch noch eine weitere Besonderheit des Hebräischen bemerkenswert, nämlich, dass bei Worten, die eine Handlung beschreiben, es zwar Bausteine gibt, die sagen, WER etwas tut und WIE er etwas tut. Dann kann man aber noch differenzieren, ob dieser WER selbst etwas tut oder für sich etwas tut oder gar jemand anderes die Handlung ausüben lässt. Das ist eine tolle Möglichkeit, die ich gern im Deutschen hätte, mit wenigen Worten viel zu sagen – non multa sed multum. Aber bei deutschen Worten interessiert aber viel mehr, WANN eine Handlung geschieht. Das ist aber im Hebräischen wiederum erst einmal gar nicht so interessant, sondern muss ein wenig ausprobiert werden, zumal in den poetischen Texten.

Die Idee, den Text einmal rückblickend als erfahrene Rettung zu verstehen oder aber als noch ausstehenden Trost zu erwarten, ist also ein Problem, das rein die deutsche Sprache provoziert. Das Hebräische beschreibt lediglich die Art, WIE dieses Sprechen, Reden, Rufen verstanden werden soll. Und plötzlich verlieren die Aussagen ihren konkreten Zeitbezug und werden überzeitlich: „Tröstet, tröstet mein Volk“ wird von der Stimme dauernd und immer wieder gesagt, die Aktualisierung des Trostes liegt also bereits im Wort selbst. Worin besteht dann der Trost: In der Aufforderung immer wieder, je und je – wörtlich - „Worte zu machen auf das Herz Jerusalems“. Es soll nicht nur emotiv getröstet werden oder gar **vertröstet**, sondern aktiv immer wieder mit Worten davon überzeugt werden, dass Gott das Ende der Katastrophen längst beschlossen hat. Denn: der Mund des Herrn hat es längst ein für alle Mal so gesprochen. Rettung und Trost – das kann man am hebräischen Text sehen – ist bei Gott also längst beschlossene Sache. Das muss – eigentlich nur noch – laut der ganzen Welt zugerufen werden. Das allerdings bleibt die bleibende Aufgabe.

Was dann inhaltlich da gesagt wird, ist erst einmal angesichts der Vorfreude auf das Weihnachtsfest, die wir hoffentlich so langsam empfinden, eher ernüchternd: *Alles Fleisch ist wie Gras, das verwelkt, wenn der Atem Gottes es anbläst*. Dass die Adventszeit eine Bußzeit ist, die den Menschen ihre Vergänglichkeit vor Augen führen soll, geht derzeit bei uns im fröhlichen Eskapismus der Weihnachtsmärkte und Weihnachtsfeiern ein wenig unter. Aber auch da kann ein Blick auf das Hebräische zumindest ein wenig versöhnen. Denn dieses **Fleisch** – *basar* – der Mensch in seiner Vergänglichkeit, findet sich als Wortbasis auch in der Freudenbotin wieder: *mebasarät*: Was im deutschen, eher

elegischen Wort „Freudenbotin“ ein wenig untergeht, ist Hebräisch etwas ganz Konkretes: durch die Botschaft, dass Gott kommt, der Hirte seine Schafe wieder zusammenreibt, kommt wieder **Fleisch** an die Knochen, erstarkt der Mensch. Wenn wir die Botschaft des Trostes und der Rettung selbst hören und uns dann untereinander weitersagen, werden wir, unser **Fleisch**, lebendig. Wir sind geradezu darauf angewiesen in unserer Vergänglichkeit, genau so, wie es das Hebräische formuliert, diesen Trost und die Rettung angesagt zu bekommen. Ist das schon jetzt – wird das erst noch kommen – war das einmal und ist daher für uns nicht mehr relevant? Das Hebräische lässt diese Frage offen und gibt daher den Raum, die Botschaft je und je wieder neu zu beziehen.

Das gleiche Problem von „Schon jetzt“ und „Noch nicht“ behandelt auch Ps 85, der Jes 40 vielleicht schon gekannt hat. Der Psalm beginnt mit einem Bekenntnis von Gottes Zuwendung zu seinem Volk. Ganz so, als wäre die Aufforderung „Tröste mein Volk“ schon erfolgt. Das Lied mit seinen 4 Strophen changiert merkwürdig zwischen diesem „Schon jetzt“ und einem „Noch nicht“. Die erste Strophe scheint zurückzublicken: du *hast* Wohlgefallen gefunden, du *hast* weggehoben, du *hast* zurückgezogen. Die zweite Strophe indes appelliert an Gott eindringlich, den Zorn von seinem Volk abzuwenden und es wieder herzustellen. Sehr merkwürdig tritt in der dritten Strophe eine Unterscheidung auf: Gott wird bei seinen Frommen und denen, die ihn fürchten, sein bevor dann die vierte Strophe mit dem für die Predigt das Thema gegebenen Bild beginnt: Gnade und Wahrheit sind sich begegnet Gerechtigkeit und Friede küssen sich.

Mir will scheinen, dass diese Uneinheitlichkeit zwischen Zuversicht und Hoffnung, die in diesen Strophen zum Ausdruck kommt, direkt in unsere Gegenwart spricht. Wir haben wahrhaftig viel, über das wir uns freuen können, an dem wir uns erfreuen können. Gleichzeitig sind wir aber auch mit Sorge erfüllt, was die Zeiten bringen. Auch wenn längst nicht mehr alle Menschen in unserer Gesellschaft Bedrohung und persönliche Schicksalsschläge mit Gott in Beziehung setzen, so ist uns die Unsicherheit oder das Schwanken zwischen Hoffnung und Zuversicht ganz genauso und mehr als gut bekannt. Besonders der Vers 11 gibt diesem Psalm eine auch für uns Heutige bedeutsame Wendung. Wenn man Hebräisch lernt, weiß man, dass es nur ganz wenige abstrakte Begriffe gibt. Hebräisch redet gerne sehr konkret und anschaulich. Gefühle werden mit Körperteilen symbolisiert, was wir mit abstrakten Begriffen umschreiben, wird in der Regel durch Handlungen beschrieben. So ist schon auffällig, dass in diesen 2 Zeilen des

Psalmes gleich 4 der wenigen und zudem noch der wichtigsten Abstraktbegriffe des Hebräischen genannt werden. **Gnade - Wahrheit - Gerechtigkeit und Friede**. Über jeden einzelnen Begriff und seine Bedeutung oder seine Weite ließen sich trefflich ganze Abhandlungen schreiben. Was mich an diesem Vers aber viel mehr berührt, ist, dass diese hoch abstrakten Begriffe auf sehr konkrete, menschliche Art und Weise miteinander in Beziehung gesetzt werden und dadurch viel greifbarer werden. Sie *begegnen* sich. Begegnen ist das, was wir uns wünschen; nicht flüchtige Begegnungen auf der Straße, wo man sich nur ein „Hallo, wie gehts zuruft“, sondern echte Begegnungen, bei denen man mit Menschen in Kontakt kommt, mit ihnen redet und merkt, dass diese Begegnung gut tut, uns als Menschen und als Gemeinschaft stärkt, Freude noch freudiger erlebbar macht und Kummer gemeinsam erträglicher. Und so begegnen sich Gnade und Wahrheit. Damit ist klar: Das kann nur bei Gott liegen, und es wird – WIE interessiert das Hebräische – als etwas ganz Sicheres und Festes beschrieben: Weil die Wahrheit über unser Denken und Tun an den Tag kommen muss, sind wir auf Gnade angewiesen. Und umgekehrt: Weil wir längst in und aus der Gnade leben, müssen wir die Wahrheit nicht fürchten.

Noch intimer ist der Begriff des *Küssens*, der hier gebraucht wird. Gerechtigkeit und Friede küssen sich. Das Eigentümliche an diesem hebräischen Wort für *küssen* ist, dass es zwei verschiedene Bedeutungen hat. Wir kennen das vielleicht noch vom Kinderspiel: das Teekesselchen, bei dem man die beiden Bedeutungen eines Wortes erraten muss. Und so ist es auch mit dem Hebräischen *küssen*. Es kann auch *kämpfen* heißen. Und damit bekommt dieser Vers eine ganz andere Dynamik. Es ist nämlich nicht selbstverständlich, dass Gerechtigkeit und Friede so intim zusammengehören, sie können sich auch bekämpfen. Wo keine Gerechtigkeit herrscht, kann auch kein Friede herrschen. Wir müssen nur in die Zeitung, die Nachrichten oder die sozialen Medien schauen, um leider viele Beispiele für genau diese Wahrheit präsentiert zu bekommen. Andersherum gilt es auch: wenn Friede nicht auch den anderen und seine Interessen in den Blick nimmt und um Ausgleich bemüht ist, sondern nur vom Stärkeren auferlegt wird, kann es dauerhaft keine gerechte Gesellschaft geben. Nimmt man aber wie die meisten deutschen Bibelübersetzungen an, dass die Bedeutung *küssen* hier vorliegt, dann stellt sich unweigerlich die Frage, wie das denn gehen möge, wie ein solcher Ausgleich zwischen Menschen zu wahren Frieden führen kann. Und wir könnten dem Missverständnis erliegen, dass wir allein dafür verantwortlich sind, Gerechtigkeit herzustellen und damit

auch Frieden. Welche Überforderung. Wiewohl der Psalm in eine konkrete historische Situation hineinspricht, die nicht die unsere ist und auch schon Jahrhunderte zurückliegen mag, so scheint mir doch in der Ambivalenz der Begriffe *küssen* und *kämpfen* ein für unsere Zeit wichtiger Anstoß zu liegen.

Passt dieser Text zu Weihnachten? Ich denke, dass die hebräischen Verbformen hier helfen: WANN eine Handlung stattfindet, interessiert nicht primär, aber WIE. Und dieses WIE enthält hier eine Botschaft, die gerade in unserer aktivistischen Zeit bedenkenswert ist. WIE geschieht dieses Begegnen und wie dieses Küssen? Hebräisch als feste, sichere, bei Gott längst geschehene Sache. Wir Menschen denken, wir müssten uns entscheiden und die Dinge in die Hand nehmen, dabei sind sie längst festgelegt. Also was tun? Warten darauf, dass sie sich durchsetzen, warten darauf, dass der Herr kommt und sich offenbart, so schwer das auch fällt, rufen uns beide Texte zu. Aber bis dahin – so sagt es genauso das *Reden, Rufen* und *Sagen* bei Jesaja – müssen wir nicht untätig unsere Hände in den Schoß legen. Ganz im Gegenteil: Wir können uns untereinander überhaupt nur bemühen, um ein gelingendes Miteinander, weil bei Gott Gnade und Wahrheit, Gerechtigkeit und Friede längst zusammengehören.

Passt das alle zu Weihnachten? Eine letzte hebräische Beobachtung möchte ich noch einfließen lassen: Wenn in Jes 40, 5 als feste Tatsache gesagt wird, dass die Herrlichkeit des HERRn sich offenbaren wird, so sieht man mit Hebräischen Augen, dass dieses *offenbaren* genau die gleiche Wortbasis ist, die in ihrer Grundbedeutung *entblößen*, heißt, und in einer veränderten Form beschreibt, wie das Volk *ins Exil geführt* wird. Hier aber ist es Gott selbst, der sich selbst entblößt, um zu den Menschen zu gelangen. Wozu wir das Bild von der Krippe im Stall brauchen, um zu verstehen, dass Gott selbst sich „entblößt“ und zu uns kommt, kann das Hebräische ganz einfach „nur“ so sagen. Weihnachtlicher kann es kaum werden.

Und so wünsche ich uns allen, dass die Kette derer, die die Mühe auf sich nehmen, durch den Tümpel hindurch zur Quelle vorzudringen, nicht aufhören möge. Die Welt wäre trüber ohne sie.

Der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen in Christus Jesus. AMEN